

(Nachdruck verboten.)

13]

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweißel.

Er mußte doch endlich gehen. Sein Bangen um Marie war nur zu gerecht, denn als er sich zögernd entfernte hatte, und Marie allein war, da empfand sie die Schneide des Streiches, der ihr Lebensglück gefällt hatte, um so fürchterlicher. Sie verbrachte diese und die folgenden Nächte in verzweifelnem Weinen. Den Tag über schwankte sie in einer an Bewußtlosigkeit grenzenden Betäubung umher. Es waren Tage und Nächte, von denen sie später nur eine Erinnerung der Leere hatte. Und dann behauptete die Natur ihr Recht. Sie brach der Verzweiflung, dem Schmerz die Spitze ab. Die Gegenwart war tot, die Zukunft ein kaltes Grab. So lag sie vor Marie, so lag sie vor Gottlieb. Sie wußten beide nicht, was werden sollte. Beide hatten sich an diesem Gedanken stumpf gedacht.

Als der alte Lampe begraben wurde, suchte es während des Gebets des Pfarrers seltsam auf in Gottliebs Mienen. Später sagte er zu Marie: „Ich wollt', der Alte hätt' noch bis zu meiner Zurückkunft gelebt!“

Marie blickte schen vor sich nieder. Auch sie hatte an den Trost jenes gedacht, als sie den Trauerzug die Dorfstraße hinunter schwanken sehen, und sie fühlte sich unfähig, mit ihrer Hand die Falte zu glätten, die sich in Gottliebs Seele bildete. Aber auch die letzten Worte des Sterbenden waren ihr wieder eingefallen:

„Gib ihn lieb und lasse nicht von ihm!“

Von ihm lassen! Wie konnte sie es? Daß sie einander in diesem Leben nimmer gehören sollten, machte es ihnen beiden unmöglich, von einander zu lassen. Sie brüteten beide für sich darüber, daß sie sich trennen müßten, sie sprachen es auch gegeneinander aus, daß es am besten sei, wenn jedes seinen gesonderten Weg weiter ginge. Dumpf und klanglos kamen die Worte über ihre Lippen: Aber das Herz besaß nicht den Mut, dasjenige auszuführen, was sich dem Verstande als notwendig aufdrängte, und der Verstand verlor sein Recht, wenn das Auge dem Auge begegnete. Verzweifelt warf sich dann Marie an die Brust des Gesellen und umklammerte leidenschaftlich seinen Nacken.

Das Unglück schlug die einst so hell und heiter auflodernde Flamme ihrer Liebe nieder, daß sie mit einer dunklen heftigen Blut brannte.

Gottlieb kam zwar täglich nach dem blauen Engel, aber es war ihm unmöglich, sich in die Wirtsstube zu setzen. Es wußte ja jeder im Dorfe, daß er und Marie nimmer ein Paar werden konnten und er traf nicht das Unrechte, wenn er wähnte, daß die Leute gern von ihm gewußt hätten, was er nun zu tun gedächte? Er kam um eine bestimmte Stunde, wo er Marie allein in der Küche wußte. Die übrige Zeit verbrachte er daheim mit den wenigen Büchern, die ihm Lampe hinterlassen hatte. Unter denselben befand sich auch eine Bibel. Gottlieb las viel darin und grübelte darüber. Es war kein Trost, den er aus den beiden Testamenten schöpfte. Er suchte auch keinen darin; sondern verglich das Treiben der Menschen mit den göttlichen Vorschriften.

So kam das Frühjahr heran. In Gottliebs und Mariens Brust gab es weder frisches Laub noch neue Blüten.

Als Gottlieb am zweiten Pfingstfeiertage gegen Abend nach dem blauen Engel kam, sagte ihm der Wirt, daß Marie eben nach den Ruinen hinaufgegangen sei; es seien Gäste oben, die sich eine Mahlzeit hinaufbestellt hätten.

Gottlieb ging ihr nach. Er sah sie mit einem großen Korbe, den sie auf dem Kopfe trug, langsam über die Halde schreiten. Er rief und sie wandte sich nach ihm um.

„Ich dacht eben an Dich,“ sagte sie, als er sie eingeholt hatte, mit einem von Sinnigkeit schimmernden Blick. „Ich soll warten oben, um das Geschirr wieder mit herunter zu bringen, und da dacht ich, Du kämest unterdessen und gingst wieder fort, weil ich nicht da sei. Jetzt gehen wir mitammen hinaus und haben auch ein Stück Feiertag.“

„Ja, das ist wirklich wie ein Geschenk,“ entgegnete Gottlieb, indem er Marie den schweren Korb abnahm.

Sie traten in den Wald. Welch ein Leben voll Wohlklang in der goldig grünen Dämmerung! Die Vögel schlugen, zwitscherten, trillerten, riefen und lockten einander und jubelten in glücklicher Liebe.

„Wenn es keinen Heiratskonsens in der Welt gäbe,“ sagte Gottlieb, „dann gingen wir jetzt als Mann und Frau spazieren und die Vögel fängen uns lustiger. Es wär' mit ihrem Gesang auch bald vorbei, wenn sie erst anfragen müßten, ob sie ihr Nest bauen dürfen. Zuletzt wird einer noch einen Erlaubnischein haben müssen, ob er auch geboren werden darf. Was darf der Mensch dem eigentlich noch?“

„Sei doch still,“ bat Marie sanft und drückte seine Hand. „Hier ist einem wohler, als unter den Menschen.“

„Fast recht,“ sagte er. „Unserer muß zu den Tieren in den Wald laufen, wenn er nicht unter feinesgleichen teufelswild werden soll.“

Sie hob ihre schönen Augen mit einem traurigen Nächeln zu ihm auf, und er ward still. Nach einer Weile blieb er stehen und den würzigen Frühlingswaldluft einatmend, sagte er: „Ja, hier ist schön. Marie!“

Er setzte den Korb nieder und betrachtete sie mit strahlenden Blicken.

„O, so schön,“ bestätigte sie leise. „Als ich noch ein klein' Ding war,“ fuhr sie fort, während er sie liebevoll umfaßte, „da war ich nie so froh, als wenn die Mutter im Frühling mit mir hierher nach Reifig ins Holz ging. Da sah ich denn irgendwo ganz still, wo es blühenden Waldmeister gab, und hörte zu, wie die Vögel sangen. Manchmal fand mich die Mutter nachher eingeschlafen, aber ich hör' auch im Schlaf die Vögel immerfort singen.“

Gottlieb küßte sie zärtlich.

Endlich gingen sie weiter und ihre Augen leuchteten. Die späte Nachmittagssonne vergoldete den zerbröckelten und zerfallenen Turm der Rotenburg. Das Licht umspielte ihn wie ein holder Jugendtraum den Greis, ihn tröstend über zertrümmerte Hoffnungen und Freuden. Gleich diesen lagen die Ruinen der einst so stolzen Burg zu den Füßen des selbst schon halb Verwitterten und ein neues Geschlecht war um ihn laut, das er nicht verstand. Wie vermundert mochte der alte Turm nicht auf die Gesellschaft herabblicken, die sich in seinem Schatten gelagert hatte, wenn er sie mit den Erinnerungen seiner Jugend verglich! Es war ein munteres Völkchen, das an dem schönen Pfingsttage in dem alten Gemäuer kein Besen trieb und nach manchem Spiel jetzt in dem Schatten des Turmes ausruhte. Die jungen Männer lagen zu den Füßen der Mädchen hingestreckt, welche das Haar mit Kränzen von Eypheu, Waldmeister und Erdbeerblüten geschmückt hatten. Eine von den Schönen ließ die Saiten einer Gitarre erklingen, und während die Töne unter ihren Fingern hervorperkten, ward von den anderen mancher schüchtern fragende mancher schelmische, mancher schmachtende Blick getauscht, manche Hand verstoßen gedrückt. Jugend, Heiterkeit und Glück schauten aus strahlenden Augen auf die schöne, bräutlich blühende Welt hinab.

Marie folgte Gottlieb in die Ruinen, nachdem sie den von ihm hinaufgetragenen Korb der Gesellschaft überantwortet hatte.

Hand in Hand, wie sie am liebsten miteinander gingen, schritten sie zwischen den Schloßruinen umher. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und schauten über die Berge in das Tal. Sanft gerundet mit Tannen oder Laubholz bekleidet, dessen junges Laub sich hell von den dunklen Föhren abhob, ragten die Berggipfel zu dem Frühlingshimmel empor. Ein blauer Duft ruhte zwischen ihnen und umschwamm die ferneren Höhen, ihre Umrisse fächtigend, sie verhüllend und endlich mit dem Himmel zusammenfließend. In der Tiefe glitzerte und flimmerte der Bergstrom und die hier und dort an den Abhängen zerstreuten Dörfer lagen wie Rothenburg unter Blütenschnee verschüttet. Dunkel rollte der Strom an den altertümlichen Mauern von Altenbach vorüber, welches von hier oben zum Teil sichtbar war. Auf der Ebene, die sich hinter der Stadt wie eine Landkarte ausbreitete, lag noch der warme Sonnenschein und blickte in ihm hier und

dort die Zinkbedachung eines Kirchturmes, blinkte wie lauterer Gold ein westwärts gewendetes Fenster. Fast im Mittelpunkt der Ruinen stand eine junge Birke. Sie wuchs aus dem verschütteten Brunnen heraus, dessen steinerne Einfassung in Bruchstücken auseinandergefallen war. Auf ein solches Bruchstück unter der säuselnden Birke setzten sich Marie und Gottlieb. Ein Stück Mauer, welches sich an den Turm anlehnte, verbarg sie vor den Blicken der Gesellschaft. Die Stimmen derselben, ihr Scherzen und Lachen, das Klappern der Teller, das Anklingen der Gläser drangen zu ihnen. Aber sie achteten dessen nicht. Gottlieb hatte seinen Arm um Marie geschlungen, und wie sich die Blide fanden, so fanden sich die Lippen. Der Frühling hatte durch den Gram hindurch ihre Herzen mit seinem schwellenden Atem berührt.

„Ich wollte, wir hätten etwas von dem, was die Junker von Rothenburg ihr Lebtage zusammengedrückt und geraubt haben,“ sagte Gottlieb nach einiger Zeit, mit dem roten Bande spielend, welches von Mariens Käppchen lang herabflatterte. Dieses Käppchen mit gesticktem Boden, das ihre reichen Haarflechten bedeckte, war ein Geschenk von Gottlieb. Es kleidete sie gar artig. „Dann solltest Du Dich auch putzen, wie jene Fräulein,“ fuhr er, mit dem Daumen hinter sich weisend, fort. „Hübscher wie sie, bist Du doch.“

Sie lächelte ihn an, und er sagte nach einem Kusse: „Es sollte doch einer einmal hier nachgraben. Es wäre ja wunderbar, wenn nichts in der Erde stecken geblieben wäre, als das Raubnest erobert und zerstört wurde. Der alte Lampe hat mir von der Geschichte erzählt, und in Altenbach in dem Turm — Du weißt schon — da hat der Junker gelegen bis zu seinem letzten Gang.“

„Wird wohl schon mancher nach dem Sündengut hier herumgewühlt haben,“ versetzte Marie. „Aber sie sagen, es liegen noch große Stückfässer voll Wein hier im Keller. Niemand kann aber den Eingang finden. Sie sagen, eine schöne Frau bewacht ihn. Da kam einmal ein Jäger hierher, der sich verirrt hatte. Der war todmüde und kam fast um vor Durst. Und wie er sich so müd hingelegt hat und einen Trunk sich wünscht, da steht auf einmal eine wunderschöne Frau vor ihm, die hat einen großen goldenen Becher in der Hand. Der war ganz voll Wein. Sie sah den Jäger gar freundlich an und gab ihm zu trinken, und er trank und trank. Als er den Becher ganz ausgetrunken hatte, da war die wunderschöne Frau verschwunden. Den Becher aber hat er behalten. Und da hat er sie gesucht und gerufen, aber sie ist nicht wiedergekommen. Und er hat sie immerfort gesucht, sein ganzes Leben lang, denn er hatte mit dem Wein die Liebe zu ihr getrunken, so daß er nicht mehr ohne sie sein konnte! Zuletzt haben sie ihn hier oben gefunden, wo er sie das erstemal gesehen hatte, und da war er tot. Den goldenen Becher hat er noch in der Hand gehabt.“

„Mir ist es auch so gegangen mit Dir,“ scherzte Gottlieb. „Ich war auch so durstig, wie ich das erstemal nach dem Engel kam, und wie Du mir den Krug Bier brachtest, da hab' ich's auch getrunken, daß ich nimmermehr ohne Dich sein könnt'. Aber Du bist nicht verschwunden, und ich halt' Dich fest.“

{Fortsetzung folgt.}

Der Garten des Laubenkolonisten.

Jun i

Herr Prießle hat bisher felsenfest an die Unfehlbarkeit der sogenannten drei gestrengen Herren Mamertus, Pancratius und Servatius geglaubt, die in die Tage vom 11. bis 13. Mai fallen. Wenn diese Tage vorüber sind, dann gibt es keinen Nachtfrost mehr, behauptete er zübersichtlich. Er schien wenigstens in diesem Jahre Recht behalten zu sollen, denn es war schon anfangs Mai verteuftelt heiß, bald aber trat ein Umschwung ein und als Prießle Pfingsten in der Frühe nach der Parzelle kam, bedeckte Eis seine Wasserbütte. Dem Pfingstfroste waren die Frühkartoffeln, Bohnen, Kürbisse und Gurken zum Opfer gefallen. Aber auch noch nach Pfingsten stellten sich Nachtfroste ein, der letzte in der Nacht vom 27. zum 28. Mai; ihm fielen noch die jungen Triebe zarter Rosen zum Opfer. Erfahrung macht klug, Prießle niht jetzt dem Märchen von den drei gestrengen Herren keine größere Bedeutung mehr bei als der alten Bauernregel, die da lautet: „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist.“ Auch weiß er jetzt, daß Nachtfroste im Mai nicht die Ausnahme sondern die Regel bilden. Er hat in dem praktischen Taschenbuch für Gartenfreunde

(Verlag von Paul Parey, Berlin, Preis 2,50 Mk.) das Kapitel „Die Nachtfroste, ihre Schädlichkeit und ihre Vorrausbestimmung“ aufmerksam durchgelesen und weiß nun, wie er an kritischen Tagen mit Hilfe von Thermometer, Leintwand, Wollfäden und Wasser schon am Nachmittag feststellen kann, ob die Temperatur in der kommenden Nacht unter den Gefrierpunkt sinken wird.

Der Schaden, welcher ein Nachtfrost an Obstbäumen, Reben und Beerensträuchern angerichtet hat, ist nicht wieder gut zu machen, er beeinflusst die kommende Ernte in mehr oder weniger erheblicher Weise, bei Kartoffeln, Bohnen, Gurken und Kürbissen ist aber die Sache nicht schlimm, da wird nachgepflanzt und nachgeät, was natürlich eine Verspätung im Eintritt von Reife und Ernte zur Folge hat.

In diesem Jahre müssen wir uns infolge der abnormen kalten Bitterung in den beiden letzten Dritteln des Mai überhaupt mit verspäteten Ernten vertraut machen. Im Vorjahre konnte ich bereits ausgangs Mai die ersten reifen Frühkirchen und Erdbeeren pflücken, in diesem Jahre wird es Mitte Juni bis zu ihrer Reife werden. Prießle hatten sich schon so sehr auf die ersten Erdbeeren eigener Ernte gefreut, sie fühlen alle Tage ungeduldig an den Pflanzen herum, aber die Früchte sind noch klein, grünlich gelb und hart wie Stein, es werden also noch einige Wochen ins Land ziehen, bevor sie sich röten und weich werden. Zuvor gibt es aber hier noch reichlich Arbeit. Sie besteht im sorgfältigen Ausziehen des Unkrautes mit den Händen, im gründlichen Bewässern der Beete bei Trockenheit und im Entfernen der Ranken. Letztere kommen bei unseren Gartenerdbeeren aus allen Blattachsen, mit jedem neuen Blatt. An diesen Ranken bilden sich bekanntlich junge Brutpflanzen, die der Mutterpflanze Saft und Kraft nehmen und damit den Fruchttrag beeinträchtigen. Diese Ranken sind von jetzt ab wöchentlich abzuschneiden, und nur wenn man junge Pflanzen zur Anlage neuer Beete gewinnen möchte, beläßt man die erforderliche Anzahl. In diesem Falle ist es geboten, die Beete jetzt leicht zu beharken, damit die jungen Rankenpflänzchen im lockeren Erdreich Wurzel fassen können. Zur Erzielung kräftiger Pflänzlinge empfiehlt es sich, jede Ranke hinter dem ersten entwickelten Pflänzchen abzuschneiden, damit diesem allein alle Nahrung zukommt. Im August werden die gut bewurzelten Brutpflänzchen von der Mutterpflanze abgeschnitten, mit einem Handspaten vorsichtig so ausgehoben, daß sie kleine Erdballen halten und dann auf neu hergerichtete, gut gedüngte Beete in mindestens 50 Zentimeter allseitigen Abstand gepflanzt. Prießle klagt darüber, daß sich die Fruchtstiele der Erdbeeren so leicht auf den Boden legen und die Früchte dann, namentlich bei Regenwetter, beschmutzt werden. Er hat etwas von Erdbeerfrinolinen gehört, die um jede Pflanze gesetzt werden und die Früchte hoch halten, ich habe ihm aber von Anwendung dieser teureren Spielerei abgeraten. Mit Erde oder Sand beschmutzte Beeren zieht man durch klares Wasser und trocknet sie zwischen zwei Handtüchern, und das Beschmutzen der Früchte kann man außerdem verhindern, wenn man zur Fruchtstiele um jede Staude etwas Holzwolle legt oder auch die Beete mit Torfmüll oder Kiefernadeln belegt. Ersteres erhält dem Boden auch die Feuchtigkeit und erschwert das Auftreten von Unkraut, letztere halten die Schnecken fern, die aber mehr in schwerem Boden als in unserem märkischen Sand zu fürchten sind. Staare, Spägen und Finken halte ich von den reisenden Beeren ab, indem ich an Stangen befestigte Schnüre über die Beete spanne und mit langen, schmalen Lappen behänge, die sich im leinsten Lufthauche bewegen.

Auf der Parzelle wird jetzt noch vielerlei gesät und gepflanzt, namentlich auch Rosen- und Blätterlohl für den Winterbedarf. Gurken, Kürbisse, Bohnen, Erbsen, Kopf- und Blumenlohl sowie Kartoffeln werden behäkt und behäufelt, wobei man zugleich auch das Unkraut vernichtet. Leider befundet es eine zähe Anhänglichkeit an die Laubenkolonien. Es rührt das daher, daß diese Kolonien einerseits oft inmitten von Cebländereien liegen, die böse Unkrautbrutstätten sind, und daß andererseits manche Kolonisten und Parzellenbesitzer in ihrem Eifer für den Gartenbau bald erkalten, das Unkraut wachsen lassen, das dann, da der Wind die Samen weiter trägt, die Nachbargrundstücke verseucht. Ich selbst habe einige Nachbarn, deren Grundstücke jeder Beschreibung spotten, aber trotz alledem gelingt es mir, durch fleißiges Jäten mein Grundstück sauber zu erhalten. „Jäten ist besser als beten“ sagt der Bauer und Recht hat er. Das verteuftelste Unkraut des reinen Sandes ist die Aderwinde (*Convolvulus arvensis*), die in tonhaltigem Sandboden von dem nicht minder niederträchtigen Aderhachtelhalm (*Equisetum arvense*) abgelöst wird. Mit ihren metertief gehenden Wurzeln sind diese Schmarotzer nur schwer auszurotten, man muß die damit befallenen Beete wöchentlich so lange gründlich behäken, bis diese Unkräuter schließlich in ihrem eigenen Saft erstickt sind.

Reben den Unkräutern machen sich nun auch Schädlinge in unliebsamer Weise bemerkbar, namentlich auch auf den Obstbäumen und Beerensträuchern. Ein einfaches und wirksames Mittel gegen Raupen, Käfer und Blattläuse aller Art ist die Petrolseifenbrühe. Zu ihrer Herstellung braucht man 1 Kilogramm Seifenpulver und 1 Liter Petroleum. In einem Eimer verknetet man mit beiden Händen die Seifenpulver mit dem Petroleum, indem man letzteres nach und nach zugiebt. Dieses Aneten muß gründlich ausgeführt werden und erfordert fast eine Stunde Arbeit. Zu der gut verknetzten Masse gießt man dann

unter stetem kräftigen Durcharbeiten mit einem Reiserbesen 50 Liter Wasser und ein billiges, infektentötendes Universalmittel, das sich auch einige Wochen hält, aber stets vor dem Gebrauch erneut gut durchgerührt werden muß, ist fertig. Diese Mischung wird mit einer die Flüssigkeit fein zerstäubenden Handspitze angewendet, aber stets nur gegen Abend, da die in voller Sonne besprühten Pflanzen leicht Schaden nehmen.

Einer unserer Leser beklagt sich über den Maulwurf, der durch sein Wühlen die Blumenbeete in der Kolonie beschädigt, und will ihn vertilgen, weiß aber nicht, wie er das anfangen soll.

Der Maulwurf gilt als nützlich, da er nur von niedrigeren schädlichen Getier lebt und demzufolge nur da seiner Nahrung nachgeht, wo Warren, Engerlinge, Drahtwürmer und ähnliches Gefindel im Boden vorhanden. Auf Saat- und Blumenbeeten, sowie feinen Rasenflächen kann aber der Maulwurf sehr lästig werden. Er ist fast blind und muß der Nahrung mit seiner sehr empfindlichen Nase nachgehen. Einige mit Teer, Steindöl oder Karbolineum getränkte, in die Gänge gesteckte Lappen vertreiben ihn sofort, zur Not genügen auch einige Heringsreste. Zum Fangen des Maulwurfs bedient man sich der zangenartig funktionierenden eisernen, in größeren Eisenwarenhandlungen vorrätigen Fallen, die vorsichtig in die Hauptgänge eingestellt werden und den Wühler fassen und töten. Die Wühlarbeit in den Gärten der Kolonisten ist aber vielfach nicht auf das Konto des Maulwurfs, sondern auf das der Wühlmaus zu setzen, die nur Gänge gräbt aber keine Haufen aufwirft und durch ihre Nagerarbeit selbst stärkere Bäume ruinieren kann. Ich fange diesen Schädling, der Rattengröße hat, durch vorsichtig in den Gang eingestellte Zellerisen, die mit einer kleinen Kiste bedeckt werden müssen. **Sp.**

Kleines feuilleton.

Theater.

Neues Schauspielhaus. Eine „Faust“-Vorstellung der Freien Volksbühne. Die Vereinsleitung hat dem letztjährigen Spielplan durch Wiederaufnahme der Goetheschen Tragödie gleichsam einen grandiosen Abschluß zu geben gedacht. In diesem Sinne heißen wir die Absicht willkommen. Der Faustdichtung erster Teil sollte zum eisernen Repertoirebestande jeder Volksbühne gehören und zwar so, daß deren Aufführungen alljährlich im Mai stattzufinden hätten. Es müßten wahre Festvorstellungen sein, die berufen wären, das Werk in seiner dichterischen Erhabenheit und in seinem vollstimmlichen Gehalt auf die Gemüter wirken zu lassen. Von solchen tiefen Wirkungen ist leider noch immer blutwenig zu verspüren. Die Erfassung der unsterblichen Dichtung bleibt, wie mir scheinen möchte, noch immer lediglich nur auf das Liebesproblem: Gretchen-Faust beschränkt. Ein Verständnis für die dichterische Totalität läßt sich weder konstatieren, noch wird auf deren Vermittlung planmäßig hingearbeitet. Der größte Teil des Verschuldens liegt auf Seiten der jeweiligen Theaterleitung. Man komme mir nicht mit dem abgetanen Vorwände, als böte die Goethesche Tragödie einer vollstündigen, also jeglicher Regiestriche entzenden Vorführung unüberwindliche Hindernisse. Es genüge der Hinweis auf Richard Wagner, der die moderne Theaterkunst und Bühnentechnik vor ungleich gewaltigere Aufgaben gestellt hat. Jahrzehnte lang sträubte man sich dagegen; kaum ein Mensch, außer Wagner selbst, glaubte an die Lösbarkeit jener Riesenprobleme. Und dennoch sind sie bewältigt worden! Dem dichterischen Genie gegenüber hat jeder voreingenommene Bühnenspraktiker allemal unrecht. Wagner terrorisierte die Theaterleiter, Künstler und Techniker. Dieser Terrorismus war gerechtfertigt. Für Goethes „Faust“ I dürfen, ja müssen wir den gleichen Terrorismus verlangen. Nur in der vorliegenden Form und Gestalt, ohne Streichungen, wollen wir das herrliche Werk gegeben wissen. Bei dem heutigen Stande der Bühnentechnik (Chateaufaire-Bühne, Drehbühne) ist das möglich. Eine andere Frage ist dann nur noch, wie sich das Theaterpublikum dazu verhält. Gewiß wird seine Geduld bei einer vollstündigen Aufführung auf eine harte Probe gestellt, die obendrein noch erschwert wird durch Rückfichtnahmen auf die zur Nachtzeit beschränkten Verkehrsgelegenheiten. Immerhin aber dürfen wir von dem Publikum der Freien Volksbühne erwarten, daß es sich dies Opfer willig auferlegt!

Die Vorstellung am letzten Sonnabend beanspruchte nahezu fünf Stunden, eine Pause von 20 Minuten eingerechnet. Trotzdem wurde das Drama nicht, wie angelündigt worden war, „möglichst unverkürzt“, sondern mit arger Verkürzung gegeben. Als ein besonderes Geschenk wurde die Einbeziehung der Prologszene angepöbeln. Schön. Aber dann muß sie auch eine künstlerische Glanzleistung sein. Die drei Erzengel waren sowohl in der archaischen, als in der modernistischen Erscheinung wie der pathetisch-dellamatorischen Behandlung ihrer Sphärensänge wenig ansprechend. Selbst Herr Grube konnte als zuweilen kräftiger Mephisto nur laue Hoffnungen erwecken. Es wäre also besser gewesen, den Prolog ganz wegzulassen und dafür lieber einige andere gestrichene Szenen, wie beispielsweise die Drummenszene und die Walpurgisnacht einzufügen, oder aber wenigstens die logische Verknüpfung der Handlung durch die überleitenden Zwischenszenen herzustellen. Was so zustande kam, waren abgeschlossene Bilder, die ja durch ihre schöne malerische

Naturtreue ohnedies eine einheitliche dekorative Wirkung hervorbrachten; aber die Ausschnitte setzten sich zu keinem Drama zusammen. Wenn dem Zuschauer bei jedem neuen Bilde zugemutet wird, sich erst immer dessen realen und poetischen Zusammenhang mit dem vorausgegangenen geistig zu rekonstruieren, so wird er um die künstlerische Gesamtwirkung betrogen. Soviel von der Zustufung des „Faust“. Sonst hat die Regie gutes. Dazu war allerdings die den Humor herausfordernde Anordnung des Dauerlaufes der beiden Paare: Mephisto-Marta und Faust-Gretchen ums Haus in der Gartenszene nicht zu zählen.

Rum die Darsteller. Wenn man ehrlich sein will, wird man Charlotte Maren den Preis zuerkennen müssen. Ihre Margarete war wirklich das einfache leuchtende aufrichtige Ding. Ihre Hingabe war von rührender Schlichtheit und Herzenswärme. Ihre kindliche Freude am Schmutz, ihr Liebeswachen, ihr innig gläubiges Anhängen an den Geliebten, dann wie sie am Spinnrade träumerisch spricht: das alles war herzbewegend. Vollends wirkte sie in der Gebetszene, am erschütterndsten jedoch in der Kerkerzene die Tragik des tiefsten Schmerzes und somit den Kern des Dramas auf ihre Person zu vereinen. Daß Mag Grube seinen Mephisto von allen äußerlichen Attributen, die die alte Volksfage dem Teufel zukommen läßt und die auch in der Vorstellung des Volkes traditionelle Lebenskraft haben, befreit hat, verdient Anerkennung. Dieser Mephisto machte sich weder durch Vorkühner, noch durch feil im Vogen aufgeschminkte Augenbrauen, noch durch Ziegenbart, Schweiß und Pferdebusch kenntlich. Er war eine Art weltmännischer Kabalier, mit der überlegenen Ironie und „Gerissenheit“ eines solchen. Als Glanzstück seiner übrigens einheitlich durchgeführten, scharf markierten Charakterisierung wird wohl die Schülerzene in Fausts Studierzimmer zu gelten haben. Hier führte sich auch Fritz Kleinle gut ein, obwohl seine Maske etwas unglücklich gewählt war; mir hätte er auf die „Blödigkeit“ des Schülers weniger Nachdruck legen sollen. Am wenigsten hat mich Anton Zimmerer befriedigt. Die Faustrolle ist gewiß schwierig, und selten kann ein Darsteller ungefährdet an der Klippe vorbei. Als alter Faust ging der Darsteller noch an; da gab er eine annehmbare Durchschnittsleistung. Dagegen enttäuschte er als jugendlicher, als genußliebiger, liebender Faust durch pathetische Dellamation. Auch stört eine gewisse Mimik. Unter den Trägern episch-didaktischer Rollen sind Artur Rehbach (Wagner), Ernst Arndt (Siebel), Hans Siebert (Valentin) und Emil Pohl (Wettler) zu erwähnen. Einzelne Ensembles waren gut; aber das tanzenbegehrte Volk hätten wir lieber unter der Dorfbinde als im Wirtshause verschwinden sehen. **e. k.**

Wiener Gastspiel im Lustspielhause: „Die Welt ohne Männer“. Von A. Engel und J. Horst. Das Ergebnis dieses Gastspiels ist sehr beruhigend. Auch in Wien versteht man anscheinend unter Posse genau denselben Schmarren wie bei uns, mit dem Unterschiede, daß man noch eine Portion anspruchsloser, „gemüthlicher“ ist, oder wie man das sonst nennen will. Verühigend war diese dritte Invasion aber auch in einem erfreulichen Sinne: Pepi Glöckner vom Deutschen Volkstheater hat ihre vorzüglichen Soubrettenqualitäten noch alle am Vandel. Und ihr zuliebe erträgt man vieles, was die Postenlieferanten auf dem Gewissen haben. Sie machte denn auch aus der Männerfeindin, die in diesem lieblichen Durcheinander von Volksstüdnemissen, An- und Auskleidejungen, mangelnden Motivierungen und Anläufen zu einer Verkümmung der Posse durch ihre eigenen Verfasser — zur Ehe hin geleitet wird, eine volle, runde, echte Glöcknerin. Grantiger Humor, pridelnde Frische und eine gesunde Lustigkeit sind bei der Glöckner immer zu haben. Man freut sich ihrer und sagt nur manchmal, wozu das ganze Drum und Dran, könnte sie nicht auch allein auftreten und uns ihre famosen Soubrettennummern vortragen, die so rührend hilflos in die „Handlung“ eingeschaltet werden? Ja so, dann wäre es kein Theater mehr, und fürs Brett, wohin sie schon Ausflüge gemacht hat, wäre sie zu schade, die Glöckner — haben die hochmögenden Kunstregistratoren verflüchtet. Die „Wiener Pratergächichten“, köstliche Parodien auf alle möglichen internationalen Brettlingerinnen, macht der Glöckner sobald niemand nach. Hier beweist sie vortreffliches Beobachtungs- und Nachahmungstalent und eine starke Ader fürs Satirische.

Die Truppe, die um diese Einlagen herumspielte, war recht wacker. **—r.**

Aus dem Reiche der Chemie.

Die neuesten Untersuchungen zur Bestimmung der Atomgewichte. Amerika hat nicht nur in der Industrie so viel von Europa gelernt, daß es jetzt selbst als Europas Lehrer dasteht, sondern dasselbe gilt auch auf manchem wissenschaftlichen Gebiete. Seit nunmehr hundert Jahren arbeiten die europäischen Gelehrten daran, die Atomgewichte oder vielmehr das Verhältnis des Gewichts des Atoms eines Elements zu dem des Atomgewichts eines anderen Elements genau zu bestimmen; denn die absoluten Gewichte der einzelnen Atomgewichte sind experimentell immer noch nicht bestimmt. Aber auch die Bestimmung, um wieviel mal das Gewicht des Atoms, der kleinsten Menge eines Elementes, das eines anderen Atomgewichtes übertrifft, haben die Europäer in diesen hundert Jahren nicht mit genügender Genauigkeit vornehmen können, und jetzt sind es die Amerikaner, die hierbei musterhaftes leisten können. Daß man überhaupt erfahren konnte, um wieviel mal

schwerer ein Atom ist, als ein anderes, wurde durch das Avogadro'sche Gesetz ermöglicht. Dies Gesetz sagt aus, daß wenn man einen bestimmten Raumteil, z. B. ein Liter, mit Gas anfüllt, und den Druck, unter dem es steht, sowie die Temperatur, die es hat, sorgfältig gleich hält, so sind in diesem Raumteil immer ebenso viel Moleküle enthalten, ohne Rücksicht darauf, welches Gas es ist, also ob es Sauerstoff oder Wasserstoff oder Stickstoff oder irgend ein anderes Gas ist. Wenn man danach ein Liter Sauerstoff und ein Liter Wasserstoff wägt und findet, jenes ist 16 mal so schwer als dieses, so weiß man, da in beiden Fällen gleich viel Moleküle enthalten sind, daß ein Molekül Sauerstoff 16 mal so schwer ist, als ein Molekül Wasserstoff. Ein Molekül eines Elements besteht aber gewöhnlich — es kommen einige Ausnahmen vor, die man aber genau kennt — aus zwei Atomen, also ist auch ein Atom Sauerstoff 16 mal so schwer, als ein Atom Wasserstoff. Diese Methode erlaubte, von allen in Gasform vorkommenden Elementen die Atomgewichte unmittelbar zu bestimmen. Bei den Elementen, die man noch nicht in Gasform bringen konnte, mußte man kompliziertere Methoden anwenden. Man nahm bestimmte, ausgewählte chemische Substanzen, bei denen ein Bestandteil ein Element mit schon bekanntem Atomgewicht war, und brachte es durch geeignete chemische Prozesse dahin, daß dies Element durch ein anderes in der Weise ersetzt wurde, daß immer für ein Atom des ersten eines des zweiten Elementes eintrat; dann konnte man durch Wägungen und Rechnungen auch das Atomgewicht des zweiten Elementes finden. Auf diese Weise bestimmte man schließlich — es waren oft sehr subtile Untersuchungen nötig — alle Atomgewichte, d. h. die Verhältniszahlen aller Atomgewichte. Das Atomgewicht des leichtesten Elementes, setzte man dabei gleich eins; dann ist das Atomgewicht des Sauerstoffs, wie schon erwähnt, 16, das des Stickstoffes 14,04, das des Quecksilbers 200,3, das des Eisens 56,0, das des Kupfers 63,6, das des Silbers 107,93, das des Goldes 197,2. Diese Zahlen sind ganz außerordentlich wichtig, denn nur mittels ihrer konnte man bestimmen, in welchen Mengenverhältnissen die einzelnen Bestandteile der chemischen Körper, die Elemente, in ihnen enthalten sind. Um so notwendiger ist es aber auch, daß diese Zahlen mit der größten Genauigkeit stimmen und das war lange Zeit nicht zu erreichen. Man fand mit der Zeit noch andere Methoden der Atomgewichtsbestimmung, unter denen besonders die der Gefrierpunktniedrigung und die der Siedepunkterhöhung hervorragen. Reines Wasser gefriert bei 0 Grad, es siedet bei 100 Grad Celsius; wenn man in ihm aber einen festen Stoff auflöst, so gefriert die Lösung erst bei niedrigerer Temperatur als bei 0 Grad, sie siedet erst bei höherer als bei 100 Grad; diese Temperaturerniedrigung resp. Erhöhung steht genau im Verhältnis zur Zahl der Moleküle des Stoffes, der in Wasser oder in einer anderen Flüssigkeit gelöst ist. Auch diese Tatsachen geben also ein Mittel zur Bestimmung der Atomgewichte. Aber je mehr Methoden man zur Verfügung hatte, so daß man die mittels verschiedener Methoden gefundenen Atomgewichte mit einander vergleichen konnte, um so mehr fand man, daß die sämtlichen Resultate durchwegs nicht die notwendige Uebereinstimmung besaßen. Die Methoden waren theoretisch sicher, aber man besah nicht die erforderliche Technik, um sie exakt genug durchzuführen. Insbesondere ergab es sich, wenn ein chemischer Körper aus einer wässrigen Lösung hergestellt war, daß ihm stets noch etwas Wasser anhaftete, dessen Entfernung allen Mühen trotzte. Ferner löste sich, wenn man die Lösungen in Glasgefäßen herstellte, von dem Glase, das man doch für unlöslich in Wasser hält, etwas auf — nur wenig, aber doch genug, um das ganze Resultat zu fälschen. Freilich muß die Genauigkeit, mit der man bei Atomgewichtsbestimmungen arbeitet, so groß sein, daß ein fremder lösender Bestandteil auch nicht einmal in der geringen Menge von ein tausendstel Prozent in dem untersuchten Körper vorhanden ist, und für eine so weit getriebene Genauigkeit reichten die früheren Arbeitsmethoden nicht mehr aus. Die Amerikaner und insbesondere der neue Austauschprofessor Prof. Dr. T. H. B. Richards aus Cambridge in Massachusetts, der über diesen Gegenstand am letzten Sonntagabend in der Deutschen Chemischen Gesellschaft einen Vortrag hielt, schafften hier Wandel. Richards erkannte Apparate, um jede Spur Feuchtigkeit zu beseitigen, er trocknete die untersuchten Substanzen völlig, oder durch geeignete Centrifugen trennte er sie unbedingt sicher von dem anhaftenden Wasser, er benutzte auch Instrumente, die ganz genau erkennen lassen, ob noch etwas Wasser in dem bearbeiteten chemischen Körper enthalten ist, statt der Glasgeräte verwendete er Platin und geschmolzenen Quarz, die wirklich und völlig unlöslich sind. Manchem erscheinen die Verbesserungen unerheblich, aber zu ihrer Erzielung gehört ein wahrhaftes Genie. Diese peinliche Gewissenhaftigkeit und die aufgewandte Sorgfalt erwies sich fruchtbar, denn man hat jetzt Atomgewichte von der wünschenswerten und dringenden Genauigkeit; den Nutzen davon hat nicht nur die reine Wissenschaft, sondern jeder, in dessen Leben die chemische Technik irgendwie eingreift, und das ist in hundert- und tausendfältiger Beziehung jeder Mensch.

Humoristisches.

— Der Atheist. Meyer Goldstein und Nathan Rosenblüh gehen in die Erörterung tiefer religiös-philosophischer Fragen versetzt, am Samstagnachmittag spazieren. Rosenblüh erweist sich hierbei als strenggläubig, während Goldstein immer mehr seine

Freigeisterei bekundet. Bekümmert hört es der Freund und sagt endlich seine Hand:

„Meherleben,“ sagt er. „Sag's mir ehrlich: „Glaubst Du noch an Gott?“

Meyer schweigt.

„Ich bitt' Dich, sag's mir! Ich frage ja nicht aus Neugierde!“

Meyer schweigt. Nathan wird zornig, bringt — vergeblich!

Meyer schweigt. Am nächsten Abend besucht Meyer Goldstein seinen Freund Nathan in dessen Behausung und ruft:

„Nathanleben, heut kann ich Dir's ja sagen: „Ich glaub' nig an Gott!“

„Warum hast Du es gestern nig gesagt?“

„Wo denkst Du hin? Am Schabbes werd' ich doch so ein sündiges Wort nicht über die Lippen lassen!“

— Bahres Geschichtchen. Finkelshauspfarrer (zur jungen Mutter): „Und welchen Namen soll das Kind Deiner Sünde tragen?“

Mutter: „Moses soll er heißen, wenn i bitten dürft!“

Pfarrer: „Moses?! So einen heiligen Namen? Was denkst Du Dir denn dabei!“

Mutter (leimlaut): „Ich hab' halt gedacht, weil das auch so ein Aufklaubter war.“ (Jugend.)

— Sein letzter Wunsch. „Sie sollen doch nicht spielen, hier liegt ein königlicher Gerichtsvollzieher im Sterben.“ — „Wenn er mir aber doch bestellt hat, den Präsentiermarsch will er noch mal hören.“

— Unsere Leutnants. „Und die paar Bücherer ausgenommen, habe ich nie mit Bibil verkehrt.“

Zwei Gardeoffiziere wohnen in Schauspielhause einer Aufführung des „Hamlet“ bei. In der Pause nach dem ersten Akt hört man folgendes Gespräch: „Tolle Sache, was?“ — „Ja, unglaublich. Aber passen Sie mal auf, wird noch viel toller: Am Schluß wird alles gemordet.“ — „So?! Woher wissen Sie denn das?“ — „Schwerin hat mir's gesagt.“ (Simplicissimus.)

Notizen.

— Goethe's „Laune des Verliebten“ wurde auf dem von Peter Behrens eingerichteten Naturtheater der Mannheimer Jubiläumsausstellung aufgeführt. Ähnliche Versuche solcher Naturaufführungen, die ja zuerst in den Parodgärten zur Ausführung kamen, wurden bereits vor längeren Jahren in München unternommen.

— Rudolf Rittner läßt die auch von uns gebrachte kräftige Afsage an das hervorragende Publikum, das mit Sensation, aber nicht mit Kunst sich beschäftigt, nachträglich dementieren.

— Aus der Musikwelt. Die Wiener Philharmoniker wählten den Generalmusikdirektor Mottl in München mit überwiegender Majorität zu ihrem Dirigenten. — Die Mahlerkrisis ist noch nicht gelöst. Mottl soll auch als Nachfolger Mahlers in der Hofoper auserselben sein. Der arme Mahler würde, falls er abginge, nur 22 000 Kronen Pension beziehen (8000 von der Budapestener und 14 000 von der Wiener Hofoper).

— Die Melodie der Marseillaise. Als Dichter des völkereutflammenden Revolutionsliedes ist Rouget de Lisle wohl bekannt. Aber wem die zündende Melodie zu danken sei, darüber herrscht einige Unklarheit. Sie wurde sogar in einer deutschen — Weise entbedt. Neuerdings wurde indes, wie die „Bresl. Bzg.“ berichtet, von dem französischen Musikforscher F. Tierlot nachgewiesen, daß auch die Melodie von Rouget de Lisle stammt. Das Ganze ist also aus einem Gusse. Die weitere Ausgestaltung der musikalischen Begleitung, wie sie in einem Straßburger Drude von 1792 zuerst erschien, ist allerdings nicht Rougets Werk und weicht auch in der Melodieführung von der jetzt üblichen ab.

— Kunstvereine statt künstlerischer Kultur. Zu den zahlreichen bereits für die Kunstpflege bestehenden Vereinen und Bänden, die meist weiter nichts Kennenswertes leisten, als daß sie gute Namen als Aushängeschilder benutzen, will sich wieder ein neuer gesellen: der Verdhandi-Bund. Dieser Name hat den Vorzug, weniger bekannt zu sein. Er ist der von Gelehrten geschaffenen nordischen Mythologie entlehnt, die mit Verdhandi die Korner der Gegenwart bezeichnet. Wie der Bund sonst noch „alle Einzelkünste auf deutscher Gemütsgrundlage enger zusammenfassen“ will, möge die Korne der Zukunft uns enthüllen.

— Der Landrat als — Volkslieddichter. In dem von Landrats Gnaben herausgegebenen „Oberwesterwälder Liederbuch“, in dem angeblich alte Volkslieder gesammelt sind, hat auch der Herr Landrat mitzudichten sich herbeigelassen. Das Volkslied, das hier eingeschmuggelt werden soll, heißt „Willkommen, du köstliche Frühlingszeit“. Darin heißt es unter anderem:

„Der Baum schüttelt ab sein dürres Holz,
Mit den Häffern aufs Feld fährt der Bauer,
Vom Mädchen reißt sich der Knabe stolz,
Auf dem Dach sitzt der Kater auf Lauer.
Ja im Frühling da steigt der Saft in die Höf,
Und die Menschen, die Vögel, sie jubeln juchhe!“

Dieser Landrat scheint weder Muder noch Hofpoet zu sein